

Leben unter den Armen im Nordosten Brasiliens

Norbert Herkenrath, Aachen*

Von der Kraft und der Weite des Glaubens

Jahr für Jahr wandelt sich gegen Ende der Trockenzeit der Sertão, die weite Savanne im Nordosten Brasiliens, in eine tote Landschaft. Die staubüberzogenen Sträucher strecken ihre laublosen Äste dann hilflos in die brennende Sonne, das spärliche Gras über dem aufgesprungenen Boden ist längst verdorrt. Die Landschaft wirkt gespenstisch. Man kann sich nicht vorstellen, daß hier noch einmal Leben entstehen könnte. Und wenn in einem Jahr der Regen ganz ausbleibt, dann legt sich das graue staubige Hungertuch monatelang über das Land. Und die Menschen leiden.

Zehn Jahre lang, von 1972 bis 1982, habe ich im Nordosten Brasiliens als Priester gearbeitet. Areia Branca hieß ein Ort am äußersten Rand meiner Pfarrei. Areia Branca bedeutet zu deutsch „weißer Sand“. Wenn während der Trockenzeit monatelang kein Tropfen Regen fällt, besteht Areia Branca tatsächlich nur aus weißem Sand, an dem man sich die nackten Füße verbrennen kann. Die Leute in diesem abgelegenen Ort sind bitterarm. Und immer wenn die Trockenzeit zu lange dauert, wenn der Regen ein ganzes Jahr lang ausbleibt, kämpfen sie buchstäblich ums Überleben. Die Wasserlöcher trocknen zu. Die Frauen müssen immer längere Wege zurücklegen, um Wasser zu suchen. Kilometerweit laufen sie, um es aus brackigen Tümpeln zu holen. In den primitiven Lehmhütten schrumpfen die Vorräte an Reis und Bohnen.

Dann kommt die Zeit, da die Feuerstellen immer häufiger kalt bleiben, weil es nichts mehr zu kochen gibt. „Drei oder vier Tage ohne Essen – das kann man aushalten. Das ist halt das Schicksal der Armen“, sagte mir einmal eine Frau. Am meisten aber leiden unter dieser Hungerzeit die Kinder. Sie kratzen den Lehm von den Wänden und stopfen ihn in den Mund, um damit ihre nagenden Hungergefühle zu betäuben. Und mitunter wickeln die Mütter abends feste Binden um den Leib ihrer Kinder, damit diese den Hunger nicht so spüren und den tröstenden Schlaf finden können. Kein Wunder, daß viele dieser Kinder keine Kraft mehr haben, um einer an sich harmlosen Infektion, einer Grippe oder einem Durchfall, widerstehen zu können.

Man sollte annehmen, daß die Menschen, die so viel zu leiden haben, sich dagegen auflehnen und an Gott und der Welt verzweifeln. Aber dies gerade tun sie nicht! „Deus é um Bom Pai.“ Kaum ein anderes Wort hört man so oft wie

* Wir haben diesen Beitrag mit freundlicher Genehmigung des Verlages Herder aus dem Buch „Gott kommt aus der Dritten Welt“ hg. von Johannes Röser, Freiburg 1988, entnommen. Der Verfasser, Prälat Norbert Herkenrath, seit 1982 Hauptgeschäftsführer des Bischöflichen Hilfswerkes Misereor, war von 1972 bis 1982 Pfarrer im Nordosten Brasiliens (Piauí/Parnaíba).

dieses: Gott ist ein guter Vater! Ich habe mir sehr oft die Frage gestellt: woher nehmen die Nordestinos, die Menschen im Armenhaus Brasiliens, in Piauí und Ceará, Rio Grande do Norte und Pernambuco, die Kraft dieses Glaubens, trotz aller Armut, trotz aller Not immer wieder aus tiefstem Herzen zu sagen: Gott ist gut?

Eine erste Antwort auf die Frage nach dem tiefen Gottvertrauen der Menschen im Busch gibt uns der Sertão selber. Mag die Erde auch noch so sehr vertrocknet sein, mag die Dürre auch noch so lange anhalten, bis alles Leben tot zu sein scheint. Immer geschieht aufs Neue das Wunder: Eines Tages ziehen Wolken auf, erst zaghaft, dann immer kraftvoller, und schließlich fallen die ersten Tropfen. Die heiße Erde verdampft sie sofort. Aber bald werden die Tropfen zu Bächen, zu Strömen, die sich vom Himmel ergießen. Die Erde kann die Nässe nicht mehr abwehren. Das Wasser sammelt sich, bildet Lachen, kleine Seen, und es dauert nicht lange, da kehrt das Leben zurück. Über der Steppe, der Wüste beginnt es zu grünen, Gräser und Sträucher atmen wieder. Sie waren gar nicht tot – der Sertão blüht in neuem Leben. Dies ist eine Erfahrung, die sich tief dem Herzen einprägt: Das Leben ist stärker als der Tod. Der Segen von oben besiegt die Dürre, die alles zu ersticken sucht. Gott läßt seine Kinder nicht im Stich.

Zu dieser Grunderfahrung kommt eine zweite: Die Armen lassen sich auch untereinander nicht im Stich. „Selig, ihr Armen, denn euch gehört das Reich Gottes“ (Lk 6,20), sagt Christus. Er preist die Armen selig, nicht die Armut. Er preist sie selig, weil sie eher als die Reichen die Chance haben, zu erfahren, wie sehr wir Menschen aufeinander angewiesen sind, weil sie anders als die Reichen erfahren, was es bedeutet, zu teilen. Solange in Areia Branca und an ähnlichen Orten in einer Hütte noch Reis ist, so lange haben alle noch etwas Reis – weil jeder mit dem noch Ärmeren das Letzte teilt. Sicher kam die arme Witwe, von der Jesus im Evangelium spricht, die ihr letztes Scherflein in den Opferkasten legte, aus einem Dorf ähnlich Areia Branca. Die Armut kann dazu führen, so frei zu werden. Im Nordosten Brasiliens habe ich gelernt: Man besitzt nur das wirklich, was man verschenkt.

Aus dem gemeinsamen Schicksal, arm zu sein, einem harten Dasein ausgeliefert zu sein, wächst ein starkes Gemeinschaftsbewußtsein. Die Erfahrung, daß einer sich auf den anderen verlassen kann und damit die Kräfte des einzelnen sich vervielfachen, stärkt den Glauben an Gott, der unser aller Vater ist. Weil Gott der Vater aller Menschen ist, sind wir alle untereinander Schwestern und Brüder. Seine Geschwister kann man aber nicht im Stich lassen.

Um gesund zu leben, brauchen wir Gemeinschaft

Einmal fuhren wir spät abends von einer Kapellenstation heimwärts. Der Mond tauchte die hügelige Buschlandschaft in ein gespenstisches Licht. Der Jeep war mit acht Personen übertoll. So war es meistens, wenn ich aus dem weiten Hinterland meiner Pfarrei zurückfuhr zur Stadt. Plötzlich leuchtete

vor uns eine Laterne auf, eine kleine Gruppe winkte uns, zu halten. Zwei Männer trugen auf ihren Schultern eine Stange, an der eine Hängematte befestigt war, in der eine kranke Frau lag. Sie baten mich, die Kranke mitzunehmen zur Stadt, zum Krankenhaus. Ich sah, daß die Frau dringend zum Arzt mußte, sie war offensichtlich sehr krank. Aber der Jeep war voll besetzt. Die Männer sagten, daß sie die Kranke über sechs Kilometer weit durch den Busch geschleppt hätten, weil sie wußten, daß ich hier vorbeikommen mußte. Da konnten wir nicht anders, wir banden die Hängematte mit der Kranken hinten in den Jeep, und irgendwie schafften es auch noch alle anderen acht Personen, sich in den Wagen zu quetschen. Die Frau fand noch in der Nacht ärztliche Hilfe.

Nach solchen Erlebnissen liest man die Evangelien mit anderen Augen. Die Begegnung mit den Männern und der kranken Frau erinnerte mich unwillkürlich daran, wie Jesus einmal einen Gichtbrüchigen heilte. Vier Männer brachten den Kranken zu Christus. Da sie nicht durch die Menge zu ihm vordringen konnten, deckten sie das Dach ab und ließen den Kranken von oben herunter. Jesus sagte zum Kranken: „Dein Glaube hat dir geholfen.“ Er ließ ihm die Sünden nach und heilte ihn.

War es nur der Glaube des Gichtbrüchigen? Ich meine, es war auch und vor allem der Glaube der Männer, die den Kranken trugen. Keiner lebt für sich allein. Wir leben in einer Gemeinschaft, wir hängen ab von anderen. Allein wäre die Kranke verloren gewesen. Aber die Gemeinde, in der sie lebte, hat ihr geholfen. Sie wurde für sie eine heilbringende Gemeinde.

Ich bin überzeugt davon, daß die allermeisten Menschen ähnlich handeln würden wie die Männer, die eine kranke Nachbarin kilometerweit über Berg und Tal schleppten. Aber die allermeisten hierzulande haben kaum die Gelegenheit, so etwas zu tun. Unsere Gesellschaft ist eine anonyme Zusammenballung von Menschen. Wir kennen kaum unsere engsten Nachbarn, oft nicht einmal die, mit denen wir im gleichen Mietshaus wohnen. Und so erfahren wir überhaupt nicht, ob unsere Nachbarn krank sind. Daß vieles so unpersönlich ist, daß wir so isoliert leben, in Betonwürfeln eingeschachtelt, voneinander getrennt – das macht krank. Um gesund zu leben, brauchen wir Gemeinschaft, brauchen Beziehung untereinander.

„Wir sind vom Tod zum Leben übergegangen, weil wir die Brüder lieben“ (1 Joh 3,14), so sagten die ersten Christen. Können wir das in unseren christlichen Gemeinden auch heute noch sagen? Steht nicht für die meisten von uns die Befriedigung des individuellen religiösen Bedürfnisses im Vordergrund, wenn wir zusammenkommen zum sonntäglichen Gottesdienst? Bleiben wir nicht auch da in unserer Anonymität, isoliert, ohne Kontakt zum Nachbarn in der Kirchenbank? Heilende Gemeinde wächst da, wo man sich aneinander zuwendet, aufeinander hört, wo einer für den anderen Zeit hat und wo man miteinander die Grenzerfahrungen des Lebens teilen kann.

Diese Gemeinschaftserfahrung wird dem Nordestino von klein auf zuteil. Die Kinder sind vielfachen Leiden ausgesetzt. Sie sind unterernährt. Ihre Bäuche

sind oft von Würmern aufgeschwollen. Kinder begegnen sehr oft dem Tod; dem Tod auch bei ihren Spielgefährten. Denn viele Menschen sterben dort am Anfang ihres Lebens, im ersten, zweiten, dritten Lebensjahr. Und alle Kinder haben es schon oft erlebt, daß ein Nachbarkind oder eins ihrer Geschwister in einem Pappkarton aufgebahrt mit Blumen überdeckt zum Friedhof getragen und dort begraben wurde. Aber alle Kinder machen auch die Erfahrung der Gemeinschaft. Das acht- oder neunjährige Mädchen trägt, wenn es zum Spielen mit seinen Gefährtinnen geht, das ein- oder zweijährige Geschwisterchen auf der Hüfte. So ist dieses immer mit dabei im Kreis der anderen Kinder, wandert von Arm zu Arm. Wo es sich wohlfühlt, lacht es und bleibt. Wo es weg möchte, beginnt es zu weinen. Und es erfährt auf seine Gefühlsäußerungen sofort eine Reaktion.

Ich habe mich oft gefragt, welche Kinder glücklicher aufwachsen, die Kinder hier inmitten einer Erwachsenen-Gesellschaft, die steril eingepackt sind im Kinderwagen, den man in die Ecke stellen, beiseite schieben kann – oder die Kinder, die sich ihre Spielzeuge aus Steinen und Hölzern selbst basteln, die den Hunger kennen und oft nicht einmal ein einziges Hemd besitzen, die aber eine Gemeinschaft erfahren.

Es war immer wieder die gleiche Szene, wenn ich zu einem Sterbenden gerufen wurde, gleich ob in einer armseligen Hütte oder in einem ein wenig geräumigeren Lehmhaus. Da lag eine Frau oder ein Mann in der Hängematte oder auf einem einfachen Strohbett und kämpfte mit dem Tod. Aber in diesem Kampf war der Sterbende nicht allein gelassen. Rechts und links vom Sterbelager standen die erwachsenen Kinder. Eine Tochter, die vielleicht selbst schon Enkel hatte, hielt die Hand des Sterbenden. Eine andere wischte den Schweiß von der Stirn, und am Fußende des Bettes versammelten sich die Enkelkinder. Familienangehörige und Nachbarn drängten sich in der Hütte. Vor der Hütte, unter einem Mango-Baum, hockten die jüngeren Männer und tauschten Erinnerungen über ihre Erlebnisse mit dem Sterbenden aus.

Erlebnis der Natur, in der sich das Leben immer wieder erneuert, und Erlebnis der Gemeinschaft, in der man sich getragen weiß. – Genügt das schon, um Gott gut zu nennen? Naturerlebnis und Erfahrung von Gemeinschaft wären in der Tat zu wenig, um das Gottvertrauen der Menschen im armen Nordosten Brasiliens zu erklären. Hier hilft uns ein anderer Satz weiter, der ihnen über die Lippen kommt: „Jesus é Nosso Irmão“ – Jesus ist unser Bruder. Im Nordosten Brasiliens sieht man Christus vor allem als den Schmerzensmann. Der Karfreitag hat fast mehr Bedeutung als Ostern. Christus, der Gekreuzigte, Christus auf seinem Kreuzweg, das ist es, was die Menschen bewegt. Am Karfreitag sind alle auf den Straßen, um dem Schmerzensmann Christus zu begegnen, der in einer Kreuzwegprozession, von einem Mitglied der Gemeinde dargestellt als Kreuzträger, durch die Gemeinde geht. In volkstümlicher Dramaturgie wird die Leidensgeschichte Christi nachvollzogen. Jesus trifft bei seinem Kreuzweg auf die weinenden Frauen, Maria Magdalena reicht ihm ihr Schweißtuch; Simon von Zyrene hilft Jesus das Kreuz tragen. Auch die brutalen Söldner und die geifernden Hohenpriester sind dabei. Und

das Volk erlebt in dieser Dramaturgie tief innerlich, daß Gott einer der Ihren wird, herabsteigt in die Armut und das ganze Elend menschlichen Lebens, daß er es zuläßt, verachtet, verspottet und gekreuzigt zu werden, daß er sich selbst entäußert und seine göttliche Macht nicht festhält, sondern zum Sklaven wird und sein Leben mit dem der Armen teilt (Phil 2,7).

Es war nicht leicht, hier zu bleiben

Ich wurde zu einer Sterbenden gerufen, die etwa zwanzig Kilometer von meinem Pfarrhaus entfernt im Buschland in einer armseligen Strohütte wohnte. In einer Hängematte mitten in der Hütte lag eine etwa 28jährige Frau, die dem Tod entgegenschau. Schon vier Jahre, so erzählte sie mir, lag sie in der Hängematte. Ich schaute mich um in der Hütte. Außer der Hängematte nur zwei Schemel und die Feuerstelle. Und an der Wand säuberlich aufgerollt die Hängematte des Mannes und zwei Matten für Kinder. Die Hütte war sauber aufgeräumt, der Lehm Boden gekehrt. Ich fragte den Mann, der etwa gleich alt war wie seine Frau: „Wer räumt denn die Hütte auf?“ – „Ich“, war die Antwort. „Und wer kocht und versorgt die beiden Kinder?“ – „Ich“, sagte der junge Mann. „Wer badet und pflegt die Kranke?“ Wieder lautet die Antwort: „Ich!“ Dieser einfache Mann, der nicht lesen und schreiben konnte, der Tag für Tag hart arbeiten mußte, um dem kargen Boden in der Hitze nahe dem Äquator ein bißchen Mais und Bohnen abzuringen, hatte die Kraft, seine Frau zu pflegen, seine Kinder zu versorgen.

Beim Abschied sagte mir der Mann: „Padre, es war nicht immer leicht, hier zu bleiben. Manchmal träumte ich von einem anderen Leben, draußen in der Stadt, ohne den Hunger, ohne das tägliche Elend, die kranke Frau, die weinenden Kinder. Aber ich bin meiner Frau treu geblieben, weil ich sie liebe. Und da habe ich mir oft gesagt, wenn du das fertig bringst, der du doch klein und schwach bist, wieviel mehr muß Gott uns dann lieben, da er doch so groß und mächtig ist.“

Das Wort dieses jungen Mannes hat mich tief getroffen und nicht mehr losgelassen. Wir kennen die Reaktion, wenn Menschen in Not und Elend geraten: „Wie kann Gott dies zulassen?“ Und dann ist es nicht mehr weit bis zum Satz: „Es gibt keinen Gott!“ Aber dieser Mann reagierte ganz anders. Es war nicht so, daß er sich einfach über sein Elend hinwegtrösten wollte: wenn er sich schon keinen Schnaps und keinen Rausch leisten kann, tröste er sich eben mit seinem eingebildeten Gott. Nein, ich weiß aus vielfachen Begegnungen mit Menschen dort im Nordosten, daß dies nicht so ist. Gott ist die Liebe, sagt der heilige Johannes. Wo die Güte und die Liebe, da ist Gott. Der arme Landarbeiter hat sich Gott nicht eingebildet, er hat ihn auch nicht sich selbst geschaffen durch seine schlichte Treue und Liebe. Er hat ihn vielmehr sichtbar gemacht, gegenwärtig in seiner Hütte. Dieses Stückchen Lehm und Stroh wurde zum Tempel – durch die Liebe dieses Mannes zu seiner Frau und die geduldige Liebe der Kranken. Gott ist da, er ist hier. Wir können ihn sichtbar machen für unsere Mitmenschen, wenn wir sie lieben. Gott hat sich als der

Gott für uns und der Gott mit uns offenbart in seinem Sohn Jesus Christus, der unser aller Leiden auf sich genommen hat. Seit dieser Gotteserfahrung in Christus, dem Schmerzensmann, kann alles Leiden, können alle Schmerzen unseres Lebens uns hinführen zu Gott, der uns so sehr liebt, daß er seinen einzigen Sohn für uns hingibt. Und so bleibt es trotz allen Elends und trotz aller Not immer wieder göltig: Deus é um Bom Pai – Gott ist unser götiger Vater!

Sicher birgt diese Haltung auch die Gefahr in sich, die Hände in den Schoß zu legen und Gott alles übrige zu überlassen. Das Gottvertrauen kann zum Fatalismus führen. Und mitunter begegnet einem dieser Fatalismus auch dort im Nordosten Brasiliens. Ein Verdienst der Basisgemeinschaften ist es sicherlich auch, daß sie den Menschen immer wieder zeigen und sagen: Gott will nicht das Elend. Gott will vielmehr, daß sich die Armen zusammenschließen, um miteinander ein menschenwürdiges Leben aufzubauen. Gott will, daß die Güter dieser Erde für alle da sind, daß es zu mehr Gerechtigkeit kommt. Aber Gott will nicht, daß man sich mit Gewalt nimmt, was andere vielleicht zu Unrecht besitzen, sondern er lädt uns ein, daß wir den Weg seines Sohnes gehen, der seine Macht nicht mißbrauchte, um auf die Weise irdischer Gewalthaber sich andere zu unterwerfen, sondern der gekommen ist, um zu dienen und auf diese Weise eine Gemeinde zu gründen, deren Glieder einander dienen, miteinander teilen, einander ihre Liebe schenken.

Die Angst vor dem Tod tritt in den Hintergrund. Auch das habe ich von den Armen in Brasilien gelernt. Eine alte Frau, die schon jahrelang krank in ihrer Hängematte lag, sagte eines Tages: „Padre, schauen Sie mal da hinauf!“ Ich blickte hoch und sah unter dem Strohdach der Hütte, mit einem Strick festgezurr, einen einfachen Holzsarg, aus rohen Brettern zusammengeslagen. „Darin werde ich einmal begraben“, sagte die Alte, „und immer wenn ich da hinaufblicke, denke ich an meinen Tod und an das, was danach kommt.“ Zunächst war ich betroffen, dann aber mußte ich denken: Was für eine Zukunftsplanung! Denn es war ja nicht nur der Sarg, der bereit war – es war ja auch das ganze Leben nun Tag für Tag ausgerichtet auf das, was unser aller Ziel ist – den Tod und was danach kommt.

Wie weit reicht unsere Vorsorge?

Auch von einer solchen Zukunftsplanung könnten wir in Europa lernen. Wie weit reicht unsere Vorsorge? Machen wir nicht meist vor dem Tod halt? Wir planen dieses Leben, für die Tage der Krankheit und des Alters. Den Tod aber klammern wir aus unseren Überlegungen aus. Wir drängen ihn fort aus unserem Gesichtsfeld, schieben die Sterbenden ab in die sterilen Zimmer des Krankenhauses. Früher hat man in der Litanei gebetet: Vor einem jähen und unvorhergesehenen Tode bewahre uns, o Herr. Heute würden viele wohl lieber beten: Einen jähen und unvorhergesehenen Tod schenke mir, o Herr. „Der hat einen schönen Tod gehabt“, sagen wir, wenn einer vom Herzschlag getroffen tot umfiel. „Er hat gar nichts vom Tod gemerkt.“

Die Alte in ihrer Hütte lebte mit dem Tod, ihre Hoffnung und ihre Vorsorge gingen über den Tod hinaus ins andere Leben. So wurden Tod und Leben miteinander verbunden, und die Hoffnung weitete sich über dieses Leben hinaus.

„Ach lassen Sie mich doch mit Gott in Ruhe. Ich kann einfach nicht an ihn glauben – und damit basta!“ erklärte mir einmal ein siebzehnjähriges Mädchen. Sie bekannte mir ihren Unglauben so überzeugt ins Gesicht, daß ich es ihr abnehmen mußte.

Glaube vollzieht sich in einem Raum von Hell und Dunkel, so daß der Ungläubige Grund genug hat für seinen Unglauben – aber der Glaubende auch Grund genug für seinen Glauben. Man kann Gott nicht beweisen, aber man kann auch nicht beweisen, daß es ihn nicht gibt. Und es ist durchaus vernünftig zu sagen: Gott ist unser guter Vater. Ein solcher Glaube, wie ihn der junge Mann in seiner Buschhütte und die Frau auf ihrem Krankenbett und all die vielen einfachen Menschen im Nordosten Brasiliens mir zeigten, wurzelt in der Urerfahrung, daß wir nicht Herr des Lebens sind, sondern uns einer über uns stehenden Macht verdanken. Erfahrung: Das ist der wichtigste Begriff für uns, wenn wir von Unglauben und Glauben sprechen. Das junge Mädchen kennt die Erfahrung nicht, die den leidgeprüften jungen Brasilianer sagen läßt: Gott ist ein guter Vater. Den Glauben weitergeben heißt: seine Erfahrungen mit Gott weitergeben, davon sprechen, wie Gott uns in unserem Leben begegnet – und wo, in welchen Situationen. So haben es die ersten Jünger Jesu auf dem Weg nach Emmaus getan: Sie sprachen miteinander über all das, was sich ereignet hatte. Und als er vor ihren Augen verschwand, sagten sie zueinander: „Brannte uns nicht das Herz in der Brust, als er unterwegs mit uns redete und uns den Sinn der Schrift erschloß!“ (Lk 24,32). Das meint Glauben: Die Erfahrungen mit Gott austauschen und denen mitteilen, die sie noch nicht gemacht haben. So versteht sich ja auch die christliche Mission, daß sie die gute Nachricht den Menschen bringen will, die sie noch nicht gehört haben.

Aber wird nicht gerade dieses unser Missionsverständnis in Frage gestellt, wenn wir erfahren, wie tief der Glaube an Gott und an seinen Sohn Jesus Christus in diesen armen Menschen in Brasilien wurzelt? Brauchen diese Menschen noch unser Zeugnis? Oder ist es nicht geradezu umgekehrt, daß wir von ihrem Glauben lernen können?

In der Tat wandeln sich die Rollen der Missionare und Missionierten, sie wandeln sich mit der Zeit, von Ort zu Ort, von Erfahrung zu Erfahrung. In gleichem Maße, wie ich armen Menschen in Brasilien beim Glauben helfen wollte, erfuhr mein Glaube Erneuerung und Vertiefung durch die Zeugnisse dieser Armen. Wir können von ihren Erfahrungen mit Gott lernen und daraus die Hoffnung schöpfen, daß auch unser Leben einen Sinn hat.

„Gott ist ein guter Vater“ – dieser Satz ist eine gute Nachricht für uns.